

Plädoyer für die Unverzichtbarkeit psychoanalytischen Denkens im feministischen Diskurs

Gast, Lilli

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gast, L. (1994). Plädoyer für die Unverzichtbarkeit psychoanalytischen Denkens im feministischen Diskurs. *Journal für Psychologie*, 2(3), 32-41. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-24726>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Plädoyer für die Unverzichtbarkeit psychoanalytischen Denkens im feministischen Diskurs¹

Lilli Gast

Zusammenfassung: Vor dem Hintergrund der aktuellen Gender Studies sowie der konstruktivistischen Geschlechterforschung wird an die subversive und aufklärerische Radikalität des psychoanalytischen Subjektbegriffs erinnert und dessen strukturelle Verwandtschaft mit den (ehemals?) zentralen Anliegen der feministischen Theorie herausgearbeitet. Des Weiteren finden die Spezifik der im eigentlichen Sinne *konstruktivistischen* Denkpraxis der Freud'schen Psychoanalyse und deren erkenntnislogische Implikationen eine würdige Erörterung. Abschließend erfolgt ein grober Abriss eines die psychoanalytische Erkenntnisweise integrierenden Forschungsprogramms zur Analyse der weiblichen Subjektkonstitution.

Die Bestrebungen, Frauenstudien an den Universitäten zu installieren, feministische Forschung im allgemeinen und feministische Psychologie im besonderen zum integralen Bestandteil der Hochschullandschaft zu machen, waren immer geleitet von dem Ziel, weibliche Lebensrealität und Subjektivität in den Wissenschaftsdiskurs einzuschreiben, Frauen nicht nur als Objekte der Forschung, sondern auch als *Subjekte* in eigenem Recht in Erscheinung treten zu lassen. Doch mit der Formulierung eines solchen Anspruches endete auch ziemlich schnell die Einmütigkeit und machte einer Kontroverse um das *Verständnis* von Weiblichkeit Platz. Sind wir – um nur einige Stränge zur Grobskizzierung herauszugreifen – schiere Reflexe patriarchaler Wunschphantasien? Sind wir – wie S. de Beauvoir es, mit dem Gestus eines Schlachtrufs, formulierte – nicht als Frauen geboren, sondern dazu gemacht, und wie haben wir eine solche Formbarkeit zu verstehen? – Und wer macht wen? Sind wir Gewordene und damit historische Subjekte? Oder liegt unsere „wahre Weiblichkeit“ vielmehr tief in uns, verschüttet und verdeckt von patriarchalen Überformungen, ja, Deformierungen und wartet nur auf ihre Erweckung? – Und wer erweckt?

Ist also, kurzgefaßt, der Gegenstand der feministischen Psychologie und ihrer Forschungspraxis die Analyse unseres Konstitutionsprozesses, unserer Subjektwerdung als

Frauen in der Zeit, oder im Gegenteil ein Akt fast archaisch anmutender „Freilegungs- und Rückgewinnungsversuche“ unserer wahren, „eigentlichen“ weiblichen und in diesem Sinne letztlich ahistorisch zeitlosen Subjektivität?

Diese Kontroverse zwischen Essentialismus und Konstruktivismus, zweifellos ein Klassiker der Philosophiegeschichte, schwelt im feministischen Diskurs noch immer. Ich bin versucht zu sagen: mehr denn je. Mal wird sie in leidenschaftlichster Weise manifest, oft genug bleibt sie, nicht minder affektgesättigt, in der Latenz und sorgt auch von dort für ausreichend Zündstoff. Ich glaube, aus meinem Duktus wird klar, wo in diesem Spannungsfeld ich stehe: Der Rekurs auf eine essentielle Eigentlichkeit des Weiblichen, die Vorstellung einer naturhaft gegebenen weiblichen Qualität als letzter Seinsgrund ist mir zutiefst suspekt. Ahistorizitäten wie diese haben immer zu einer Mythologisierung und Verschleierung, nie aber zu Aufklärung und Erkenntnis geführt.

Blicken wir zurück und erinnern uns: Die Anfänge der feministischen Psychologie nahmen sich die Sozialisationstheorien zu Hilfe, um mit ihnen den Prozeß der Zurichtung (als strukturell gewaltförmigen Akt) des weiblichen Menschenkindes zur Geschlechtsrollenträgerin nachzuzeichnen. Ein ohne Zweifel verdienstvolles Unterfangen, stellte es doch

die Naturhaftigkeit und vermeintliche Unverrückbarkeit psychischer Geschlechtsspezifika, wie sie in den verschiedensten wissenschaftlichen Diskursen vorzugsweise nahegelegt wurden, grundsätzlich in Frage. Rasch und zunächst einleuchtend wurden Sozialisationsvariablen isoliert, die das kleine Mädchen gleichsam von der Wiege an benachteiligen, deprimieren, beschneiden, einschränken und dresieren¹. Allerdings war (und ist) ein solcher Ansatz mit einem entscheidenden Manko behaftet: Erstens wurde das kleine Mädchen implizit zur Knetmasse, zum beliebig formbaren Material, zu einer Art tabula rasa erklärt, auf die eine androzentrische Umwelt, ein patriarchal strukturiertes Milieu seinen Stempel aufdrückt. In einem zweiten und diametral gegenläufigen Schritt wurde – oft genug im Sinne eines Vorverständnisses und von daher eher zwischen den Zeilen – eine apriori vorhandene, „eigentliche“ Wesenheit des Mädchens vorausgesetzt, gleichsam eine primäre (tendenziell inkompatible) Seinsweise vor dem sozialisatorischen Zugriff, ein Seinsgrund vor dem Dressurakt. Man kann diese Argumentationsfigur vielleicht folgendermaßen paraphrasieren: „So, wie wir gesellschaftlich in Erscheinung treten, sind wir Gemachte, patriarchal Geoder besser: *Verformte*; *eigentlich* aber sind wir ganz anders, wenn man uns nur ließe, wenn man unsere Selbstrealisation und Entfaltung zuließe und uns nicht von klein auf deformierte.“

Kindliche Subjektivität hat hier allerdings keinen Platz, und in eben dieser Negierung des kindlichen Subjektstatus liegt eine überaus verblüffende Einmütigkeit jener feministischen Sozialisationstheorien mit traditionell empirisch/empiristischen, vordergründig kausal milieuorientierten Ansätzen. Es scheint, als habe sich die uralte Kontroverse der Psychologie – die Anlage-Umwelt-Debatte, die in der Wissenschaftsgeschichte doch schon für manche Polarisierungen gut war – nachgerade umstandslos in diese Theoriemodelle eingeschrieben, was nicht zuletzt auch deren offensichtliche Begrenztheit erklärt. Doch will ich diesen Punkt hier gar nicht weiter vertiefen. Interessant aber ist, wie dicht und doch bemerkenswert berührungs- und zusammenhangslos beide Denkfiguren – Essentialismus und Konstruktivismus – in dieser frühen feministischen Rezeption der Sozialisationstheorien beieinander liegen.

Macht man nun einen Zeitsprung zu den gegenwärtigen Gender Studies, so fällt vor allem auf, daß die Zuständigkeit für diese Fragen offensichtlich das Fach gewechselt hat: Es sind nun nicht mehr in erster Linie die Psychologinnen, die über das Sein und das Werden des Weiblichen sprechen, sondern die Philosophinnen, die Kunsthistorikerinnen, die Literaturwissenschaftlerinnen und die Linguistinnen, die sich des Themas im Rahmen eines vor allem strukturalistisch resp. poststrukturalistisch geprägten Differenzdiskurses angenommen haben. Dies ist in meinen Augen ebenso sehr ein Gewinn wie ein Verlust. Der Gewinn liegt zweifellos in dem wiederentdeckten Wert einer tiefen Kulturanalyse und einer geisteswissenschaftlichen Interdisziplinarität, die durchaus geeignet ist, uns Psychologinnen etwas aus dem Klammergriff der perseverierend Beweise und Methodenreinheit einfordernden Empiriker zu befreien. Den Verlust indes sehe ich vor allem darin, daß eben jener Diskurs über die sexuelle Geschlechterdifferenz der *psychologischen* Betrachtungsebene weitgehend entzogen bleibt, daß also originäre Fragen der Psychologie – allen voran die Entwicklung und Vermittlung von Innenwelt und Außenwelt, Körper und Psyche betreffend – bestenfalls am Rande aufscheinen.

Ich meine, daß die Erkenntnistheorie der Psychoanalyse Freuds in eben jenem Zwischenfeld von Psychologie und Philosophie anzusiedeln ist, und daß die Metapsychologie der Psychoanalyse mit ihrem unverzichtbaren Fundament: der Libidotheorie, ein gutes und überaus geeignetes Instrumentarium darstellt, den Differenzdiskurs wieder in die Psychologie zurückzuholen – und das heißt doch nicht zuletzt, dem „mathematisierten“², dem soziologisch-diskursanalytisch konzipierten wie auch dem „linguistischen“ Subjekt Sexualität, Begehren, Leiblichkeit, Affekte und auch Schuld (-fähigkeit) zurückzugeben.

Von dieser Intention ist auch der vorliegende Aufsatz geleitet, in dem ich einige Überlegungen und Argumente zur Diskussion stellen möchte, die in meinen Augen für die Notwendigkeit einer Integration psychoanalytischer Erkenntnistheorie in den feministisch-psychologischen Diskurs sprechen.

Es geht also um das nicht spannungsfreie Verhältnis zwischen Psychoanalyse und fe-

ministischer Theorie, mehr noch aber um deren, wie ich meine, mutuelle Angewiesenheit aufeinander in einem Differenzdiskurs, der auch die sogenannte „Postmoderne“ zu überstehen in der Lage sein sollte – einer Postmoderne, die jubelnd und in zynischer Beschwingtheit das Subjekt und damit in letzter Konsequenz, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, auch die Geschlechterdifferenz zu Grabe tragen wird³.

Für eine solche Verknüpfung ist in meinen Augen allerdings ein, wenn man so will, „anachronistischer Kunstgriff“ nötig, der die erkenntnislogische Struktur der psychoanalytischen Metapsychologie der – grob datiert – zwanziger Jahre kritisch mit den aktuellen Ansätzen beispielsweise der „Gender Studies“ verbindet. Im Zentrum eines möglichen Schnittpunktes beider sehe ich den Begriff des Subjekts und die Frage nach dessen Konstitutionsbedingungen oder genauer – bereits forschungsprogrammatisch – formuliert: die Notwendigkeit einer Analyse der weiblichen Subjektconstitution und Libidoentwicklung.

Im Titel dieser Arbeit kommt der Begriff „Plädoyer“ vor, eigentlich ja ein juristischer Begriff, dem Gerichtsaal entstammend. Daneben aber ist es ein Terminus, der die Subjektivität, ja mehr noch: die Parteilichkeit einer Rede oder Argumentation anzeigt. Man spricht für oder gegen eine Sache, ist Staatsanwältin oder Verteidigerin, und immer steht im Zentrum ein Vorwurf, eine Anklage.

Zweifellos hat sich die Psychoanalyse durch ihre Statements zur Geschlechtsspezifik des Weiblichen – gelinde gesagt – recht unbeliebt gemacht. Die Konzeption des Penisneides steht hier *pars pro toto*, und ich denke, eine Diskussion hierzu ist an dieser Stelle verzichtbar. Die sogenannte Weiblichkeitstheorie der zwanziger und dreißiger Jahre ist die populär-unpopuläre Seite, neben der Triebtheorie das „Schmuddelkind“ der Psychoanalyse. Sie ist nicht nur der vom feministischen Diskurs am meisten rezipierte und verworfene Teilaspekt der psychoanalytischen Theorie, sie ist auch ebenso bemerkenswert wie in ihren Aussagen und Schlußfolgerungen schlechterdings verfehlt. Doch liegt es auch gar nicht in meiner Absicht, für die psychoanalytische Weiblichkeitstheorie zu werben, einmal ganz davon abgesehen, daß diese in ihrer letzten Fassung der dreißi-

ger Jahre im Grunde genommen den Rang einer Theorie im eigentlichen, epistemologischen Sinne nie wirklich für sich beanspruchen konnte: Verfolgt man nämlich die Entwicklung der Gedankenführung, so wird schnell deutlich, daß es sich auf *inhaltlicher* Ebene mehr und mehr um ein Bündel überaus kulturbefangener und affirmativer axiomatischer Setzungen handelt, die recht vordergründig eine Abfolge tautologischer Zirkelschlüsse in Gang setzen, an deren Ende „Weiblichkeit“ einmal mehr als „verfehlt Männlichkeit“ aufscheint⁴. Die Weiblichkeitstheorie ist von daher unbestritten die schwächste Seite der psychoanalytischen Theoriebildung, und die in der Tat irritierenden inhaltlichen Attribuierungen zur weiblichen Entwicklung verdecken die Radikalität und aufklärerische Brisanz des *erkenntnislogischen* Problemzugangs, wie er vor allem dem psychoanalytischen Subjektverständnis und daraus abgeleitet dem Zugang zur Geschlechterdifferenz in seinen *basalen* Fragestellung eigen ist. Darauf hinzuweisen, ist mir hier ein besonderes Anliegen.

Bereits in der mittlerweile legendären großen Weiblichkeitsdebatte innerhalb der Psychoanalytischen Gemeinschaft, die Anfang der zwanziger Jahre begann und mit der erzwungenen Emigration der meisten ihrer Teilnehmerinnen und Teilnehmer Mitte der dreißiger Jahren abrupt, ja gewaltsam endete, polarisierten sich die Positionen mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit.

Ich möchte sie hier nur in aller Kürze skizzieren. Da war zum einen die Freud-Fraktion, wie ich sie nennen möchte (Helene Deutsch, Jeanne Lampl-de Groot, Edith Jacobson, Karl Abraham), die von einer Entwicklung *zur* Weiblichkeit sprach, von einem Entwicklungsprozeß, der alles andere als geradlinig und unkompliziert vonstatten geht, und in dessen Verlauf Geschlechtsidentität eine *ontogenetisch zu konstituierende* Qualität darstellt. Allerdings: Mit ihrer bedingungslosen Übernahme, ja teilweise auch eilfertigen Konsolidierung der Freudschen Konstrukte vom Penisneid, dem Kastrationskomplex und vor allem mit der Grundannahme eines „phallischen Monismus“, der nichts anderes bedeutet, als daß die infantil-sexuelle Frühblüte des kleinen Mädchens analog zu der des Jungen, d. h. unter männlich-phallischen Vorzeichen

und folglich im Sinne einer illusionären Selbstverkenntung sich vollziehe, wurde ein ebenso abenteuerlicher wie umstandsloser Übertrag libidinöser Struktur determinanten der männlichen Subjekt konstitution auf die weibliche libidinöse und psychosexuelle Entwicklung vorgenommen. Oder mit anderen Worten: Es wurde auf *inhaltlicher* Ebene ein durch und durch phallogozentristischer Bias geschaffen, der den Blick auf weibliche Subjektivität gründlich und dauerhaft verstellte.

Auf der anderen Seite der Kontroverse stand die (zahlenmäßig weitaus kleinere und vor allem fluktuierende) Fraktion um Karen Horney, die in gewisser Weise die damalige Debatte durch ihre Kritik am Konstrukt des weiblichen Penisneides überhaupt erst eröffnete und völlig zurecht den Phallogozentrismus der Geschlechtertheorie Freuds anmahnte (vgl. 1923). Ihr Ziel war es, die psychische Struktur und Spezifik des Weiblichen positiv zu formulieren und damit den Diskurs von der Freudschen Modellierung jenes dornen- und schmerzenreichen Weges zum Frausein abzulösen. In Horney's Entwurf indes konstituiert sich die Geschlechterdifferenz nicht etwa im Verlauf der ontogenetischen Subjektwerdung und schon gar nicht im Konflikt. „Weiblichkeit“ (und natürlich auch „Männlichkeit“) entfaltet sich vielmehr als *genuine Disposition* im Sinne eines Reifungsprozesses gleichsam *aus sich selbst*, aus einer konstitutionell präformierten Anlage heraus. Und das, was in einer solchen Argumentationsfigur unter dem Etikett „Weiblichkeit“ läuft, ist nicht nur eine überaus ahistorisch gedachte, sondern auch eine durch und durch biologistisch konzipierte und ihrerseits affirmative Angelegenheit, die gesellschaftlich funktionale Geschlechtsrollen nahezu auf die Ebene von Instinkten bringt⁵.

Ernest Jones, seinerzeit ein wackerer Mitstreiter und Unterstützer Karen Horney's, sowie ein überaus sachverständiger und eloquenter Berichterstatter des damaligen Diskussionsverlaufs, faßte die konträren Positionen mit folgenden Worten zusammen, in denen wir im übrigen auch die Wurzeln von S. de Beauvoirs Sentenz wiederentdecken: „... ich sehe die Frau als ein geborenes Weibchen und nicht – wie die Feministen [gemeint ist die Freud-Fraktion] es tun – als un homme manqué, als ein ewig enttäushtes Geschöpf,

das sich mit sekundären Surrogaten zu trösten sucht, die ihrer wahren Natur fremd sind. Die letzte Frage ist also, ob man zur Frau geboren oder gemacht wird“ (1935, 341).

Es handelte sich demzufolge um zwei hart umkämpfte Vorannahmen, die zugleich auch die jeweiligen methodischen und argumentativen Zugänge determinierten: So stand der, wenn man so will, „konstruktivistisch-historischen“ Auffassung, welche die psychischen Geschlechterunterschiede als das Produkt differenzierter ontogenetischer Konstitutionsprozesse (in der Zeit) modellierte, die Vorstellung einer primären, genuinen und bereits sehr komplex gefaßten „Weiblichkeit“ gegenüber, die – gleichsam vorgängig vorhanden – im Verlauf einer vornehmlich als Reifung verstandenen Entwicklung aus sich selbst, aus einem inneren Impuls heraus manifest wird.

Obgleich also die sogenannte Freudsche Weiblichkeitstheorie auf einem fundamentalen Kardinalirrtum beruht – ich meine die oben bereits erwähnte Grundannahme eines „phallogozentristischen Monismus“ –, obgleich also die Weiblichkeitstheorie aus dieser in der Tat grotesken Leitprämisse heraus expliziert wird, entspricht die *logische Figur* der Argumentationsentfaltung, die „Denkmethode“, wie man es auch nennen könnte, einem fast avantgardistisch zu nennenden Erkenntnisinteresse. Zweifellos leitend nämlich ist die Intention, die Geschlechterdifferenz konsequent als ein *zu konstituierendes* und eben nicht apriori vorgegebenes, geschweige denn diskursiv vorauszusetzendes Phänomen metatheoretisch darzulegen. Mit einer solchen erkenntnislogischen Figur aber, die Weiblichkeit resp. weibliche Geschlechtsidentität anders denn als gleichsam genetisch präformierte Struktur, nämlich im Gegenteil als das Resultat eines konflikthaften triebdynamischen Geschehens begreift, erhält der Geschlechtsbegriff grundlegende, im eigentlichen Sinn des Wortes *konstruktivistische* Züge. Das Forschungsinteresse kann sich so – dem Konstruktionsgedanken folgend – auf die differentiellen Triebchicksale der Geschlechter richten. Indem nun das Erkenntnisinteresse einer Analyse der Geschlechterdifferenz in ihrer (Onto-) *Genese* gilt, muß weder methodisch noch inhaltlich auf ein „eigentlich“ Weibliches, auf eine präexistente, gleichsam naturhaft gegebene Weiblichkeit im Sinne einer zugrundeliegen-

den prädiskursiven Seinsqualität und folglich auch nicht auf deren ahistorische Merkmalskonstanten rekuriert werden. Im Gegenteil: Die psychoanalytische Denkweise Freudscher Provenienz und Couleur zeichnet sich zunächst durch eine im Differenzdiskurs im Grunde beispiellose Voraussetzungslosigkeit aus – von einer anderen Perspektive her betrachtet kann man auch sagen: durch eine verblüffend kompromißlose Generalisierung des Zweifels. Vermeintliche Selbstverständlichkeiten und normative Setzungen, ob sie nun gesellschaftlich resp. kulturell sanktionierte Geschlechtsspezifika betreffen oder auch, grundsätzlicher, die Subjektkonstitution, welche ja unablösbar die Konstitution des Subjekts als Geschlechtswesen in sich trägt, werden so beharrlich wie aufreizend als erklärungsbedürftig ausgewiesen: Warum werden, nota bene *werden* Frauen heterosexuell, obgleich ihr erstes Liebesobjekt doch ein gleichgeschlechtliches, nämlich die Mutter ist; was ist der psychodynamische, konstitutive Hintergrund des Kinderwunsches, ja des Wunsches überhaupt; wie *entwickelt* sich das Selbstbewußtsein im engen Sinn, wie die Unterscheidung von Innenwelt und Außenwelt, von Subjekt und Objekt; wie die Geschlechtsidentität – diese Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Nicht zuletzt – und ich will mich hier mit einem bloßen Hinweis begnügen – ist eine solche Überzeugung von der grundsätzlichen „Fragwürdigkeit“, von einem unabweisbaren Erklärungsbedarf angesichts vermeintlicher anthropologischer Konstanten auch der Grundstein für die psychoanalytische Kulturtheorie, die in unseren Zeiten klinischer Pragmatik und wissenschaftspolitischen Zweckoptimismus bedauerlicherweise mit dem Bann des Degoutanten belegt ist, resp. allenfalls als wissenschaftshistorisch interessant erachtet wird.

Im Grunde genommen handelt die gesamte Psychoanalyse Freudscher Prägung – bis in ihre verschrobensten Theoreme hinein – von der Analyse der Konstitutionsbedingungen des Subjekts und dessen Enkulturation. Subjekt und Kultur bilden hier weder eine Hilfsgemeinschaft, noch verbindet sie eine kausale Beziehung im sozialisationstheoretischen Sinne. Sie werden vielmehr als unversöhnliche Antagonisten verstanden, die in Form eines dialektischen Aufeinander-Bezogeneins einander konstituieren und gestalten.

Während also die Sozialisationstheorien den gewaltförmigen Übergriff der Außenwelt, d.h. der Gesellschaft, auf das primär unversehrte Individuum beschreiben, ist der originäre Gegenstand der Psychoanalyse das Wechselspiel von Interdependenzen, das Ineinandergreifen von Außenwelt-Aneignung, Innenwelt-Aufbau und Realitäts-Einbruch, von Formen und Geformtwerden, von Aktivität und Passivität – ein seiner logischen Figur nach dialektischer Prozeß also, in dem sich das Subjekt als solches im libidinös (-narzißtisch) strukturierten Spannungsfeld von Lust und Unlust, Innenwelt und Außenwelt, Phantasie und Realität in einer, wenn man so will, *zentrifugalen* Bewegung „herauskristallisiert“, konstituiert⁶.

Der psychoanalytische Subjektbegriff umfaßt die *Behauptung* des Subjekts und dessen *Dekonstruktion* zugleich. Über die Einführung so umwälzender Konzeptionen wie die der Libido und des Unbewußten wird die ebenso traditionsreiche wie narzißtisch wohlthuende Vorstellung eines kohärenten, autonomen, mit Bewußtsein identisch gesetzten Subjekts, wie es seine höchste Verdichtung in der gloriosen Vorstellung des männlichen, bürgerlichen Subjekts findet und als eine Art universeller Zauberbegriff die abendländische Metaphysik dominierte, als trügerische Fiktion und Ideologie enttarnt und freigesetzt. Metapsychologisch ist dieses entzauberte Subjektverständnis bekanntlich aufgehoben in der ebenso ernüchternden wie desillusionierenden Formulierung der Instanzen Es, Ich und Über-Ich als unvermeidlich konfligierende Aspekte der Persönlichkeit im Rahmen des Strukturmodells (Freud 1923b).

Das Ich als (zumindest partiell) einzig bewußtseinsfähiger Aspekt des Subjekts sei, so Freud, „nicht Herr in seinem eigenen Haus“ (1917a, GW II, 11); zu mißlich und undankbar ist – vereinfacht gesprochen – seine Mittlerposition zwischen den Triebansprüchen des Es und den normativen, zensurierenden Anforderungen des Über-Ich. Aufklärung – und das heißt in der Freudschen Nomenklatur allenthalben: „Erforschung“ und Aufdeckung, aber auch *Anerkennung* des Unbewußten als gesellschaftlich nicht zu vereinnahmender Kern des Subjekts – verbindet sich mit radikaler Vernunft- und Subjektkritik im besten Sinne. Eben dies verleiht dem Subjektbegriff

Freuds in gewisser Weise einen paradoxen Anstrich, gibt ihm aber auch seine, wie ich meine, epistemologische Tiefe: Er verdankt seine theoretische Konstruktion einer fortwährenden Dekonstruktion oder aber – von einer anderen Perspektive aus formuliert: Die Dekonstruktion des selbstgefällig selbstgewahren, dem Trugbild seiner harmonischen Selbstkonsistenz aufsitzenden bürgerlichen Subjekts fördert ein widersprüchliches, schuldiges und schuldfähiges, ein in sich zerrissenes, aber auch gesellschaftlich funktionalen Forderungen gegenüber widerspenstiges Subjekt zutage, das die vielleicht fruchtbarste Rezeption und Würdigung in der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule Adornos und Marcuses erfuhr.

Diesem Subjekt wohnt eine Untröstlichkeit und Unversöhnlichkeit mit den Kulturforderungen inne, mehr noch: Es ist das *Produkt* jener profunden Unversöhnlichkeit zwischen libidinösen Ansprüchen und kulturellen Verzichtsforderungen, es konstituiert sich in dieser unvermeidlichen Kollision, geht gleichsam aus dem unauflöselichen Konflikt hervor, den es darüber hinaus noch *in sich*, in seiner *innersten* Struktur abbildet (vgl. Instanzenmodell); und das, was als Konsistenz und Kohärenz imponiert, ist doch nur ein fortwährendes Ringen um Konfliktbewältigung, ein mehr oder minder akrobatisches Austarieren zwischen Wunsch und Verbot, Phantasie und Realität, Begehren und Verzicht.

Den Gestus einer Dekonstruktion des autonomen, sich selbst gewahren und gewärtigen Subjekts, den Anspruch auf dessen Entlarvung als schiere Fiktion teilen der neostrukturalistisch-postmoderne Diskurs und die neostrukturalistisch eingefärbte feministische Sozialphilosophie bis hinein in die aktuellen Gender Studies. Der gravierende Unterschied aber besteht in meinen Augen darin, daß die Psychoanalyse Freuds – und diese Einschränkung ist angesichts der postfreudianschen Revisionen dringend erforderlich – daß die Psychoanalyse Freuds auf dem *Erhalt* und der erkenntnistheoretischen wie kulturalistischen Unverzichtbarkeit dieses widersprüchlichen Subjektbegriffs selbst und damit auch auf der Bedeutung dieses in sich konflikthaften, aber über den Konflikt in der Zeitlichkeit situierten, historischen Subjekts

beharrt, wohingegen das sich (selbst) immerfort verfehlende Subjekt der Strukturalisten seiner Auflösung entgegenstrebt, schon jetzt anämisch-blutarm, buchstäblich körperlos ist und (diskurs-) theoretisch obsolet zu werden droht – an Freud, Adorno und Marcuse auf der Überholspur der Postmoderne vorbeiziehend, ohne eine Spur von Trauer, wie es scheint, ja, ohne einen Blick zurück.

Nun sind die psychoanalytischen Überlegungen zur Subjektgenese im besonderen und die Logik des Subjektbegriffs im allgemeinen untrennbar verbunden mit dem Libidinösen, dem Sexuellen, dem Begehren. Und unvermeidlich kommt noch ein weiterer Begriff hier ins Spiel, der ebenfalls mit einem kaum zu übertönenden Hautgout behaftet ist und dessen Erwähnung in der Regel von einigem Naserümpfen begleitet wird: der Freud'sche Triebbegriff. Es ist wahr: Von ihm ging viel Unheil aus, viel dummes Gerede wurde mit ihm skandiert, viele ideologische, ja, reaktionäre Plattheiten mit ihm vermeintlich „wissenschaftlich“ untermauert, und noch mehr Fragen mit ihm im Keim erstickt. Die motivationale Rückgründung komplexen Verhaltens auf einen „Trieb“ wäre ein solches, sicherlich allseits bekanntes Muster für die vorschnelle Erledigung, oder besser: *Entledigung* „fragwürdiger“ (und d. h.: einer Analyse zugänglicher und auch würdiger) Phänomene.

Der psychoanalytische Diskurs *nach* Freud trägt hierfür, wie ich meine, die Verantwortung, ging es doch beim Terminus des Triebes zunächst einmal um etwas anderes. Die Anfänge des psychoanalytischen Triebbegriffs nämlich liegen gerade in der Abgrenzung vom biologischen Instinktverständnis, mit dem er ja später nahezu wieder synonym gesetzt wurde. Als metapsychologischer terminus technicus sollte er jedoch im Gegenteil die „Abgrenzung des Seelischen vom Körperlichen“ markieren, indem er als „psychische *Repräsentanz* einer kontinuierlich fließenden, innersomatischen Reizquelle“ (Freud 1905d, GW V, 67; Herv. L. G.) umschrieben wird. In diesem Sinne kann man ihn als einen Umschlagpunkt verstehen, oder – wie Lou Andreas-Salomé dies so pointiert formulierte – als „Kreuzungspunkt des Physischen und Psychischen, über den hinaus sich die Psychologie nicht mehr weiter rückwärts treiben“ läßt (1958, 166).

Das Aufscheinen der Libido ist somit gleichzusetzen mit der Konstitution des Psychischen, welches sich als allererstes auf der Strukturachse von Lust und Unlust situiert. Und mit dem Libidinösen aufs engste verbunden ist von Beginn an das Phantasmatische, die Produktion von Phantasien und Imaginationen: das Erleben von Unlust beispielsweise – die früheste und archaischste Matrix der Erfahrung überhaupt –, und sei es auch lediglich im Sinne der Abwesenheit von Lust, beschwört Phantasmen der Wunschbefriedigung hervor und schafft auf diese Weise Abstand zu den Unbildern der Realität, ja ordnet diese dem Lustanspruch unter – zumindest für einige Zeit⁷. In der Realität Abwesendes wird zu Anwesendem im phantasmatischen Raum. Phantasie und Realität sind hier ebenbürtig; ja mehr noch: Phantasie ist psychische Realität, und in diesem Sinne ein unabdingbares Strukturmedium des psychischen Innenweltaufbaus.

In Verlängerung dieses Gedankens beschreibt die psychoanalytische Theorie der Subjektgenese, wie und in welchem Maße *Phantasien* an der Konstitution des Subjekts beteiligt sind, und wie die phantasmatische Innenwelt des frühen Subjekts die Bezugnahme im dialektischen Sinne auf die Objektwelt beeinflusst – Melanie Klein, und das möchte ich nur am Rande bemerken, hat dies aufs äußerste radikalisiert. Libidinöser Wunsch und Phantasie sind, wenn man so will, zwei Seiten einer Medaille, insofern sich in beide bereits das Verbot eingeschrieben hat⁸. Adorno sah in diesem Libidobegriff die Radikalität der Freudschen Psychoanalyse begründet, da sie, „indem sie sich auf Libido als ein Vorgesellschaftliches richtet, phylogenetisch wie ontogenetisch jene Punkte erreicht, wo das gesellschaftliche Prinzip der Herrschaft mit dem psychologischen der Triebunterdrückung koinzidiert.“ (1946, 100)

Jene Kollision von libidinösem Triebanspruch und der kulturellen Forderung auf Triebverzicht, auf die sich Adorno und mit ihm die Psychoanalysezepktion der Frankfurter Schule bezieht, definiert die *conditio humana* und bringt, vereinfacht gesagt, das Subjekt hervor. Dieser konfliktuöse und unhintergehbare Zusammenprall (von Wunsch und Verzicht, Lust und Realität, Subjekt und Kultur) schreibt sich unauslöschlich und in

besonders markanter Weise in die vielgestaltigen Metamorphosen der Libidoorganisation im Laufe der kindlichen Entwicklung ein, wie sie vor allem in Form von *Phantasien* über den eigenen Körper, aber auch über den Körper signifikanter anderer begleitet und strukturiert werden. Auch hier also besteht ein dialektisches Verhältnis zwischen Libido und Phantasieproduktion, über das sich schließlich die Subjektwerdung und Enkulturation vollzieht.

Ich meine nun, daß die Leiblichkeit, die Frage also, ob sich das Subjekt in einem männlichen oder in einem weiblichen Körper konstituiert, zu den im *psychologischen* Sinn vorgängigen Gegebenheiten gehört und insofern die Matrix einer *geschlechterdifferenten* Subjektwerdung absteckt. Das *innere* Körperbild indes gehört nicht zu diesen vorgängigen Gegebenheiten, im Gegenteil: Der Aufbau eines inneren Körperbildes, die psychische Integration des eigenen Körpers, ist ein im Zuge der „Geschlechtswerdung“ *libidinös* strukturierter Prozeß, der im phantasmatischen Raum situiert ist. Paradigmatisch hierfür sind – um es noch einmal zu wiederholen – die Libidopositionen, wie sie in der psychoanalytischen Entwicklungslehre beschrieben werden, also die Umgestaltungen der Libido im Dienste der Lustsicherung unter dem Eindruck der Realitätsforderung. Phantasien über den eigenen Körper und über den Körper der anderen begleiten nicht nur die Trennung von Subjekt und Objekt, also von Innenwelt und Außenwelt, sondern generell das „beileibe“ (sic!) nicht konfliktfreie Einrichten des Subjekts in der Realität, d. h. den Übergang vom Lust- ins Realitätsprinzip.

Es kann dabei nicht unerheblich sein, ob sich jene libidinös strukturierten Phantasien auf einen männlichen oder auf einen weiblichen Körper (*Leib*) beziehen, ob sie also einen männlichen oder einen weiblichen Körper (*Leib*) „verarbeiten“.

Ich vermute, daß hier, gleichsam an der *Basis* der Subjektwerdung – und wohlge-merkt: nicht ihr vorgelagert! –, bereits geschlechterdifferente Phantasiebildungen den Prozeß der Subjektkonstitution einleiten und begleiten, in ihn sogar partiell und immer wieder strukturgebend eingreifen – spezifische Bilder, Imaginationen, Symbolbildungen, Deutungs- und Konfliktfiguren nahelegend.

Um möglichen Mißverständnissen gar nicht erst Raum zu geben: Mit dieser These verbindet sich für mich keineswegs die Annahme einer vorgängig, im biologistischen Sinne präformierten Geschlechterdifferenz, wie sie sich in einer solchen Theoriefigur etwa über eine vermeintlich zwangsläufige Umformung anatomischer Konstanten in anthropologische herstellen würde; ich verstehe den Körper auch nicht als *Determinante* der Subjektwerdung, sondern stimme hier vielmehr mit Judith Butler an dem Punkt überein, auch „Körper“ und Körperlichkeit als bereits soziale Konstrukte zu begreifen (vgl. Butler 1991).

Gleichwohl aber möchte ich zu bedenken geben, daß „Körper“ als ein soziales Konstrukt doch nur über die bereits erwähnte dialektische Verflechtung von Lustanspruch und Triebverbot zu verstehen ist, aus dem konfliktgenerierenden Aufeinanderprallen von Begehren und Versagung, wie sich dies in wiederum subjektstrukturierende und letztlich gar subjekt**konstituierende** Phantasien übersetzt. Diese Phantasien sind es, über die sich die *Leiblichkeit* im psychischen Raum strukturiert und konturiert, eine Leiblichkeit, welche schließlich – jenseits und fernab aller Modelle und Vorstellungen von Linearität und Unmittelbarkeit, wie dringend anzumerken ist – den „Geschlechtskörper“ (im sozialen Raum) hervorbringt.

Von der psychoanalytischen Theorie erfahren wir viel über männliche Phantasien und über die für die männliche Subjektstitution charakteristischen Umformungen der Libido. Nebenbei erfahren wir mindestens ebenso viel von männlichen Phantasien *über* Frauen, aber bedauerlicherweise recht wenig über die weibliche Subjektwerdung in ihrer Eigenlogik, obgleich das Rüstzeug hierfür, und davon bin ich zutiefst überzeugt, vorhanden wäre.

Zweifellos könnte der psychologische Differenzdiskurs ungemein profitieren von einer „Rückgewinnung“ der libido- und erkenntnistheoretischen Diskursqualität der Freudischen Psychoanalyse, deren Erkenntnisanspruch dem feministischen in letzter Essenz bemerkenswerterweise näher steht, als es zunächst den Anschein hat. Es ist doch gerade der konstruktivistische Zugang, der den konstitutiven Prozeß selbst zum zentralen Topos nimmt, und damit einen im besten Sinne des

Wortes *analytischen* Diskurs ermöglicht, welcher vom profunden Zweifel an vermeintlich Selbstverständlichem, also am Normativen, Phänomenologischen und Ideologischen der gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeit ebenso geleitet ist wie vom Impetus einer Dekonstruktion ihrer Weltbild-Semantiken.

Insbesondere die phallogozentristische Weiblichkeitskonstruktion Freuds ist der beste Beweis dafür, daß die Psychoanalyse dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht äußerlich ist und auch nicht sein kann. Aber dennoch finden wir in ihrem ursprünglichen, originären Erkenntnisanspruch und in ihrer frühen Diskursstruktur, ja in ihrer *Denk- und Theoriepraxis* im Sinne Adornos (1969, 169 ff.) eine Tradition vor, deren Widerständigkeit gegen gesellschaftliche oder wissenschaftspolitische Vereinnahmungen gepaart mit einem kompromißlos aufklärerischen Selbstverständnis den Blick freigab auf die Widersprüchlichkeiten gesellschaftlicher und kultureller Realität, wie sie sich zuallererst in der inneren Zerrissenheit des (historischen) Subjekts abbilden. Und entspricht nicht gerade die Analyse der schier unauflösbaren Widersprüchlichkeiten, wie sie die Lebensrealität von Frauen strukturell durchziehen, dem primären Erkenntnisinteresse der feministischen Psychologie? Und ist das Mißtrauen gegen gesellschaftliche und wissenschaftspolitische Vereinnahmung nicht auch ein immer wieder neu zu reflektierender Topos der feministischen Theorie – ja, nicht nur der Theorie, wie die Diskussionen um das Für und Wider einer Verankerung von Frauenstudien an den Hochschulen zeigen, sondern in gleichem Maße auch der feministischen Forschung (-spraxis).

Jeglicher „Jargon der Eigentlichkeit“, um eine Wendung Adornos zu gebrauchen, trägt das Moment der Remythologisierung und des Rückschritts unweigerlich in sich. Alle axiomatischen Setzungen, die auf „eigentliche“, „ursprüngliche“ und folglich irreduzible Strukturen des Psychismus verweisen – mögen sie noch so fortschrittlich, wohlthuend identitätsstiftend oder auch nur schmeichelhaft sein –, unterlaufen den Impetus der Aufklärung, denn die Verstellung des analytischen Zugangs ist dem Akt der Setzung eigen. Und daran kranken in meinen Augen auch die zeitgenössischen und viel rezipierten Arbeiten zur psychoanalytischen Weiblichkeitstheorie,

wie sie vor allem von J. Chasseguet-Smirgel, Christiane Olivier, Nancy Chodorow, um nur die bekanntesten zu nennen, vorgelegt wurden⁹.

In diesen Arbeiten begegnet uns auf den ersten Blick weitaus weniger Empörendes als bei Freud und seinen ihm oft genug noch übertreffenden Epigonen, keine entwertenden chauvinistisch-frauenfeindlichen Attribuierungen, und sie sind zweifellos geleitet von dem ernsthaften Ringen um eine positive und angemessene metatheoretische Formulierung weiblicher Subjektivität. Abgesehen davon aber, daß sich das Ergebnis leider nahezu durchgängig in einer neuerlichen „Erklärung“ für das Mißlingen einer narzißtisch und libidinös intakten weiblichen Subjektwerdung erschöpft, kommen diese Entwürfe auf erkenntnislogischer Ebene nicht ohne eine Vielzahl vorgängiger Prämissen, Annahmen, Behauptungen aus und müssen sich, nolens volens, aus immer wieder neuen „Begründungsnotständen“ in argumentative Rückgriffe auf prä- und außeranalytische Denkfiguren retten. Damit aber wird der im konstruktivistischen Sinn des Wortes analytische Zugang wieder verstellt; doch nicht nur das: Die zeitgenössischen Versuche einer Entmythologisierung der phallozentristischen Weiblichkeitstheorie Freuds – um es pointiert zu formulieren – machen sich verdächtig, dies mit Hilfe einer Remythologisierung des Freudschen Subjekts und der Freudschen Aufklärung erreichen zu wollen. Der Subjektbegriff in seiner der Aufklärung zutiefst verpflichteten Konnotation aber ist es, der beide Theorietraditionen – die psychoanalytische und die feministische – verbindet, und beide Diskurse geraten auch genau dann ins Schlingern der Beliebigkeit,

wenn ihr unsubsumierbar widerständiges, ja nachgerade widerspenstig subversives Subjektverständnis remythologisiert und damit freigesetzt wird.

Forschungsprogrammatisch formuliert, sehe ich die Notwendigkeit einer libidotheoretisch fundierten Analyse der weiblichen Subjektconstitution, die den phallischen Monismus Freuds (und auch den gebetsmühlenartigen wieder und wieder erbrachten Nachweis, daß es sich um einen solchen handelt) endlich hinter sich läßt und im Geiste des Erkenntnisanspruchs der frühen Psychoanalyse mit ihrer erkenntnistheoretisch überaus wertvollen „Denkmethode“ eine metatheoretische Konzeptualisierung der Zweigeschlechtlichkeit und damit der Geschlechterdifferenz in Angriff nimmt.

Damit verbinde ich eine radikale Neuzentrierung auf die spezifische Qualität der weiblichen Subjektwerdung und Geschlechtsconstitution, und zwar vor allem über die Analyse des weiblichen Libidoschicksals *sui generis*, d. h. nicht in Ableitung von der männlichen Strukturentwicklung – eine Analyse also, wie sie noch immer aussteht und genau genommen noch nicht einmal in den Anfängen realisiert ist. Erst eine solche *eigenlogische* Zentrierung der Analyse läßt es zu, Differenz anders als in Hierarchisierungen zu denken und gibt den immer noch verstellten Blick frei auf geschlechterdifferente, libidinös geformte Phantasien, Phantasmen und Imaginationen, deren Anerkenntnis als strukturierende Kraft der Subjekt- und Geschlechterconstitution im Kern des radikalen und subversiven Potentials psychoanalytischen Denkens steht.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung eines Vortrags an der FU Berlin anläßlich des „Aktionstages für die Etablierung feministischer Lehre und Forschung in der FU-Psychologie“, 24. 11. 1993.
- 2 Ich denke hier vor allem an die nachhaltig und weithin rezipierten Arbeiten von Elena G. Belotti (Was geschieht mit kleinen Mädchen? Ein Beitrag zur rollenspezifischen Sozialisation, München 1975) und Ursula Scheu (Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft, Frankfurt/M. 1977).

3 Ich erinnere nur an die „Geometrie“ und „Algebra“ Lacans mit all den klein a und a', groß A und A'.

4 Vgl. hierzu ausführlicher Gast 1994.

5 In den Arbeiten Freuds, „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“ (1925j, GW XIV), „Über die weibliche Sexualität“ (1931b, GW XIV) und „Die Weiblichkeit“ (1933a, GW XV), ist dies besonders eindrucksvoll anhand der Veränderungen des (inhaltlichen) Duktus nachzuvollziehen. Zunächst offene Fragen verengen sich durch präjudizierende, an zeitgenössisch vorgestanzten Bildern orientierte Vermutungen, die dann ihre Erledigung in überraschend schnell erzielten und überaus sublim als

- im Grunde irreduzibel ausgewiesenen Gewißheiten finden. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht ohne logische Sprünge und argumentative Brüche von-statten gehen kann, welche interessanterweise nicht nur zwischen den Texten, also in der Analyse der Gedankenführung in der Zeit (1923-1933), sondern auch, abgeschwächt, in jedem einzelnen Text, besonders augenfällig in der oben erwähnten Arbeit 1931b, nachzuweisen sind. Christa Rohde-Dachsers Ansatz zur Analyse der Einschreibung unbewußter Phantasien in den theoretischen Diskurs der Psychoanalyse hilft zum Verständnis dieses Phänomens zweifellos weiter (vgl. 1989, 1990).
- 6 So spricht Horney beispielsweise bedenklich unbekümmert und lapidar vom „weibliche[n] Verlangen nach dem Mann“ und dem „mütterliche[n] nach dem Kind“ (1923, 18).
- 7 Vgl. hierzu ausführlicher Gast 1992, Teil I.
- 8 Zur „halluzinatorischen Wnscherfllung“ vgl. u. a. Freud 1905d und 1915c, aber auch 1912-13a, 104, und 1920g, 32, um nur eine Auswahl zu nennen.
- 9 Laplanche und Pontalis haben diesem Aspekt der (Kultur-) Theorie Freuds in ihren Arbeiten besondere Aufmerksamkeit und überaus differenzierte Analysen gewidmet (ich verweise hier nur auf: Laplanche & Pontalis 1992). In besonderer, ja existentieller Weise virulent wird das Verhältnis von Phantasie und Realität auch im Zusammenhang mit der Debatte um den sexuellen Mißbrauch von Mädchen und Jungen (vgl. Gast 1993).
- 10 Vgl. hierzu ausführlicher Gast 1992, Teil V.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1946): Die revidierte Psychoanalyse. In: ders. & Horkheimer, M., Sociologica II. Reden und Vorträge. Frankfurt/M. 1962, 1973
- ders. (1969): Marginalien zu Theorie und Praxis. In: ders., Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt/M. 1969, 1980
- Andreas-Salomé, Lou (1958): In der Schule bei Freud. Tagebuch eines Jahres 1912/1913. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1983
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW V
- ders. (1912-1913a): Totem und Tabu. GW IX
- ders. (1915c): Triebe und Triebchicksale. GW X
- ders. (1917a): Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse. GW XII
- ders. (1920g): Jenseits des Lustprinzips. GW XIII
- ders. (1923b): Das Ich und das Es. GW XIII
- Gast, Lilli (1992): Libido und Narzißmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs – Eine Spurensicherung. Tübingen
- dies. (1993): Schuld und Phantasie. Anmerkungen zur gegenwärtigen Debatte über den sexuellen Mißbrauch. Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse, 6 (11), 28-39
- dies. (1994): Der Körper auf den Spuren des Subjekts. Psychoanalytische Gedanken zu einer Schicksalsgemeinschaft in dekonstruktivistischen Turbulenzen. Die Philosophin 5 (10)
- Horney, Karen (1923): Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. Internationale Zeitschrift f. Psychoanalyse 9, 12-26
- Jones, Ernest (1935): ber die Frühstadien der weiblichen Sexualentwicklung. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 21, 331-341
- Laplanche, Jean, & Pontalis, J.-B. (1992): Urphantasie. Phantasien über den Ursprung, Ursprünge der Phantasie. Frankfurt/M. (frz. Orig. 1985)
- Rohde-Dachser, Christa (1989): Unbewußte Phantasie und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter. Psyche 43, 193-218
- dies. (1990): Weiblichkeitsparadigmen in der Psychoanalyse. Psyche 44, 30-52